



Volksgemeinschaft – Ausgrenzungsgemeinschaft. Die Radikalisierung Deutschlands ab 1933

4. Internationale Konferenz zur Holocaustforschung

**Eine Konferenz der Bundeszentrale für politische Bildung in Kooperation mit der
Universität Flensburg und der Humboldt-Universität zu Berlin**

27. – 29.1. 2013 in Berlin, dbb forum berlin, Friedrichstraße 169/170

Sönke Neitzel, London School of Economics and Political Science

Beitrag zum Podium: Die Umformatierung des Sozialen: Volksgemeinschaft –
Ausgrenzungsgemeinschaft, Teil 2
27. Januar 2013, Berlin

Soldatische Vergemeinschaftung

I.

Das Beste am Krieg ist die Kameradschaft. Darin dürften sich die meisten Soldaten aller Armeen und aller Kriege der beiden vergangenen Jahrhunderte einig sein. Kein Topos aus der militärischen Welt ist so gepflegt und gegen alle Angriffe von außen verteidigt worden, wie jener der Kameradschaft. Und dies gilt in besonderem Maße für die 17 Millionen Soldaten der Wehrmacht. Abgeleitet aus dem Mythos der Frontgemeinschaft des Ersten Weltkrieges, war die soldatische Kameradschaft im Dritten Reich omnipräsent. In der Propaganda, in den zeitgenössischen Reflexionen der Soldaten und in ihrer Erinnerung nach 1945.

In den Wehrpflichtarmeen des 19. und 20. Jahrhunderts bildeten sich in den zufällig zusammengewürfelten Zwangsgemeinschaften von Soldaten unter dem Druck des militärischen Drills, vor allem aber durch den Kampfeinsatz nach einer gewissen Zeit enge soziale Gemeinschaften. Jedem Neuankömmling wurde beim Eintritt in die Armee bald klar: Nur gemeinsam konnte man die militärischen Aufgaben erfüllen, nur gemeinsam konnte man an der Front überleben. In der Zweckgemeinschaft entstanden langlebige emotionale Bindungen und zentrale Sinnstiftungen. Die Kameradschaft verlieh Sinn. Man kämpfte für das Vaterland und für die Kameraden. Daran hat sich seit den Befreiungskriegen bis heute wenig geändert.

Die geradezu mythische Überhöhung der Kameradschaft war also keine Erfindung der Nationalsozialisten, sondern vielfach zu finden. Man denke nur an das Lied vom „guten Kameraden“, das auch heute noch beim Totengedenken gespielt wird und dessen Text 1808 entstand. Erich Raeder, seit 1928 Oberbefehlshaber der Marine meinte gar, dass die Nationalsozialisten die Idee mit der Volksgemeinschaft von der Marine abgekupfert hätten, da diese an Bord ihrer Schiffe ja schon lange vor 1933 Wirklichkeit gewesen sei.

Und dennoch: Im Dritten Reich nahm die soldatische Kameradschaft einen ganz besonderen Stellenwert ein. Sie war *ein* Symbol für die Überwindung der Niederlage des Ersten Weltkrieges. Die Spaltung von Offizierskorps und einfachen Soldaten, von Etappe und Front, von Drückebergern und Draufgängern sollte ein für alle Mal überwunden werden.

II.

Wie die Herstellung und Aufrechterhaltung der Volksgemeinschaft im Großen, war die soldatische Gemeinschaft im Kleinen durch Inklusions- und Exklusionsmechanismen gekennzeichnet. Exklusion durch den Ausschluss aller Feinde der Volksgemeinschaft; Inklusion durch einen klaren Regelkanon, dem sich alle zu unterwerfen hatten und zwar auch die Offiziere und die Generäle. Zunächst einige Gedanken zur Inklusion: Innerhalb der soldatischen Gemeinschaft zählte vor allem die militärische Leistung. Wer gut und erfolgreich kämpfte, war in der Gemeinschaft hoch angesehen, wer feige war, galt als schlechter Soldat, schlechter Kamerad. Auch die Offiziere mussten „vorne“ sein, Generalstabsoffiziere zumindest zeitweise an der Front führen. In keinem anderen Krieg fielen so viele

deutsche Generäle, insgesamt rund 20%. Und natürlich gab es offiziell für alle dasselbe Essen, für alle dieselben Orden, dieselben Uniformen. Schluss mit der Zeit, als es in der Kaiserlichen Marine an Bord von Großkampfschiffen noch fünf verschiedene Essen gab.

Wahrscheinlich haben weit mehr als 80% der deutschen Soldaten während des Zweiten Weltkrieges zumindest zeitweise Fronteinheiten angehört. Soldat sein hieß also kämpfen. Die psychischen und physischen Belastungen des Totalen Krieges waren sicher ein Grund dafür, dass die Kameradschaft im Zweiten Weltkrieg einen bis dato nicht erreichten Stellenwert hatte. Noch entscheidender als der äußere Druck, war freilich die Binnenstruktur der Wehrmacht. Sie wurde von praktisch allen Soldaten als Institution anerkannt und überaus positiv bewertet, ja sie stand in der Bewertungsskala auf einer Stufe mit der Nation. Und dies ist mehr als bemerkenswert, denn ein Großteil der 17 Millionen Wehrmachtsoldaten hat sich nicht freiwillig zum Wehrdienst gemeldet und ein Großteil hatte zuvor keine militärische Erfahrung gesammelt. Und ganz gleich mit welchem sozialen Hintergrund die Männer in die Wehrmacht eintraten, welchem Milieu sie entstammten: Die soldatischen Werte und Tugenden wurden als sinnvoll anerkannt. Und auch die soziale Praxis – also wie soldatische Gemeinschaft ganz konkret gelebt wurde – ist meist außerordentlich positiv bewertet worden. Das Leistungsdenken bei Beförderung und Ordensvergabe wird immer wieder lobend erwähnt, ebenso die Einebnung sozialer Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften, die Auftragstaktik, die Effizienz in der Ausbildung, die modernen Waffen usw., usw. Die Wehrmacht hob sich – in der Wahrnehmung der Soldaten – daher deutlich etwa von den deutschen Armeen des Ersten Weltkrieges ab. Gewiss gab es Kritik an mangelnder Versorgung, widersinnigen Befehlen, an Vorgesetzten usw. Doch der Rahmen der Wehrmacht wurde niemals in Frage gestellt und die Kritik zeigt nur, wie gerne die Soldaten, die ihnen zugewiesenen Aufgaben ausführen wollten. Und sich dann darüber beschwerten, dass sie dies aus diesen oder jenen Gründen eben nicht konnten. Sich gegen die Wehrmacht zu richten, gar den Kampf einzustellen, war vollkommen unvorstellbar und kam nur dann in Frage, wenn sich der Rahmen der Wehrmacht aufgelöst hatte, etwa im Chaos einer Niederlage auf dem Schlachtfeld. Die wirkungsmächtige soldatische Vergemeinschaftung ist meines Erachtens denn

auch einer der entscheidenden Gründe für das Weiterkämpfen der Wehrmacht 1944/45.

Die Bindewirkung der soldatischen Gemeinschaft ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass die Wehrmacht doppelt so hohe Verluste erlitt wie die Kaiserliche Armee (rd. 34% der Wehrmachtsoldaten fielen im Kampf; 5,4 Millionen). Dies zeigt, wie tief militärische Werte in der deutschen Gesellschaft verankert gewesen sind. Die Männer betraten keine neue Welt, als sie zum ersten Mal durch ein Kasernentor schritten. Pflicht, Gehorsam, Härte und eben Kameradschaft gehörten auch in zivilgesellschaftlichen Zusammenhängen zum Alltag. Und selbst wenn sie den Krieg an sich ablehnten, waren diese Werte doch positiv konnotiert. Selbst im Roman im „Westen Nichts Neues“ wird ja etwa die Kameradschaft von Paul Bäumer mit „Kat“ beschworen.

Hinzu kam dann im Krieg, dass die Wehrmacht ausgesprochen erfolgreich war und von Sieg zu Sieg eilte. Sie sei die allerbeste Armee der Welt, darin waren sich die allermeisten Soldaten einig und diese reichlich undifferenzierte Meinung hält sich ja teilweise bis heute. Allerdings: wie kann eine Armee, die seit 1943 nur noch auf dem Rückzug war, als beste Armee der Welt wahrgenommen werden? Nun, die Wirkung der großen Erfolge der Blitzkriege hielt lange an und auch in der zweiten Kriegshälfte gab es noch genug Erfolgserlebnisse im Kleinen – etwa wenn sie gegen eine große Übermacht standhielten. Die Gegenseite, so die Deutung, gewinne ja nur, weil sie über eine materielle Überlegenheit verfüge, im Kampf Mann gegen Mann sei die Wehrmacht immer noch jedem Gegner haushoch überlegen.

Durch die positive Wahrnehmung des Wertesystems der Wehrmacht wurden auch die Inklusions- und Exklusionsprozesse nicht in Frage gestellt. Jedem war klar, wie er zu einem geschätzten Mitglied der Gemeinschaft werden konnte: tapfer kämpfen, sich für andere einsetzen, seine eigenen Bedürfnisse hinter die der Gruppe stellen – und als Vorgesetzter nicht durch seinen Rang, sondern durch seine Leistungen überzeugen. Etliches davon klingt allzu trivial und man findet es bis heute auch in zivilen Gemeinschaften wieder. Mit dem Unterschied, dass die Wehrmacht eben keine Büro- sondern eine Kampfgemeinschaft war, die sich über die Leistungen auf dem Schlachtfeld eines Totalen Krieges definierte. Wer dazu beitrug, dass eine Infanterieeinheit erfolgreich ihre Stellung hielt, wer besondere Fähigkeiten hatte, weil

er vielleicht eine guter Schütze war und im Kampf besonders viele Gegner tötete, wer kaltblütig war, der war in der soldatischen Gemeinschaft gerne gesehen.

Dementsprechend ist auch klar: wer nicht gut kämpfte, wer Angst hatte, wer versuchte, dem Einsatz in vorderster Front zu entgehen galt als Feigling und Drückeberger. Wer desertierte als Verräter, für den die Todesstrafe eine gerechte Strafe sei. Diese Auffassung änderte sich erst gegen Ende des Krieges als die Befehle militärisch immer sinnloser wurden.

Obwohl die Wehrmachtsoldaten also bereit waren, sich in die Gemeinschaft einzufügen, sie bereit waren für Nation und Kameraden zu kämpfen, sie dasselbe Wertesystem teilten, waren sie doch nicht alle gleich, wie zuletzt Felix Römer in seiner Studie „Kameraden“ gezeigt hat. Innerhalb der soldatischen Gemeinschaften gibt es zwei grundverschiedene Gruppen: Intrinsische Kämpfer und Mitläufer. Für erstere war die Bewährung auf dem Schlachtfeld das herausragende Motiv ihres Handelns. Ihnen brauchte man nicht erst zu sagen, dass sie kämpfen sollten. Für sie war der Kampf ein Wert an sich. Sie wollten kämpfen und für sie gab es auch kein Ende des Kampfes. In den Einheiten spielten sie eine zentrale Rolle, da sie vielfach Führer und Unterführerpositionen bekleiden (oder in diese aufsteigen). Dadurch hatten sie auch mehr Entscheidungsspielräume, bestimmen die soziale Praxis in der Wehrmacht. Und dadurch spielten sie auch bei der Eskalation der Gewalt eine zentrale Rolle, weil sie die Befehle gaben. Die große Masse der Soldaten bestand hingegen aus Mitläufern, die das Wertesystem zwar prinzipiell akzeptieren und sich nicht auflehnten. Sie wollten gewiss ihre „Pflicht“ tun, aber eben nicht mehr und blieben vielfach passiv. Sie waren „gefangen im Krieg“, wie Sebastian Groß dies unlängst ausdrückte, gefangen in einer Welt des Militärs, aus der es keinen anderen Ausweg zu geben schien, als die Regeln der Gemeinschaft zu befolgen.

III.

Die soldatische Gemeinschaft war wie die Volksgemeinschaft im Großen auch eine Ausgrenzungsgesellschaft. Allerdings war die Inklusion wichtiger als die Exklusion. Denn wer nicht dazugehörte erschien allzu offensichtlich. Die Uniform markierte für jedermann sichtbar, wer zur Wehrmacht gehörte und wer nicht. Und auch die Berechtigung zum Tragen der Uniform und damit der Aufnahme in die soldatische Gemeinschaft war klar geregelt. Juden waren bereits in der Weimarer Republik de

facto aus der Armee ausgeschlossen. Es gab keine jüdischen Offiziere und nur vereinzelt jüdische Soldaten. Bereits am 28. Februar 1934 wurde in einem Akt des vorausseilenden Gehorsams der sogenannte Arierparagraph auch in der Reichswehr eingeführt und 70 Soldaten, darunter sieben Offiziere wegen nicht-arischer Abstammung entlassen worden. In der sozialen Praxis der Wehrmacht – die Allgemeine Wehrpflicht war im März 1935 eingeführt worden – stellte sich die Frage nach dem Ausschluss von Juden also nicht. Sie war bereits längst beantwortet worden. Niemand fragte sich, warum denn jüdische Deutsche diesmal nicht an der Front kämpften. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es bis in den Krieg hinein zumindest einzelne Stimmen gab, die sich zumindest über die Behandlung jüdischer Weltkriegsveteranen beschwerten; diese alten Frontkämpfer wurden gelegentlich also durchaus zum größeren Kreis soldatischer Kameraden gezählt.

Dass die 1,3 Millionen Österreicher, die zwischen 1938 und 1945 in der Wehrmacht dienten, *dazugehörten*, bezweifelte niemand. Im Übrigen auch die Österreicher nicht, die sich – so zeigen neue Studien – gar nicht als Österreicher, sondern vielmehr zunächst als Deutsche und dann als Tiroler, Kärntner usw. wahrgenommen haben. Bei den 400 000 Volksdeutschen aus Ost- und Südosteuropa, bei den Elsässern, Luxemburgern, Südtirolern und den Polen der sogenannten Volksliste III¹ war deren Aufnahme durch die ihre Staats- oder die vermeintliche Rassezugehörigkeit offiziell geregelt. In der sozialen Praxis waren freilich nicht deren Nationalität oder „Rasse“ entscheidend, sondern ihre Bereitschaft, sich den Regeln der soldatischen Gemeinschaft zu unterwerfen. Taten sie dies und erwiesen sie sich als tapfere Soldaten, wurden sie problemlos integriert. Taten sie das nicht, wurden sie schnell als „andere“ und vermeintlich „Minderwertige“ sozial ausgegrenzt.

Ähnliches galt für die 100 000 ausländischen Freiwilligen in Wehrmachtuniform. Sie taten sich vielfach schwer, die ihnen fremden Werte und Normen der Wehrmacht zu akzeptieren, galten daher oftmals als „feige“ und „undiszipliniert“. Es sind hingegen zahlreiche Fälle belegt, wie sie sich durch harten Kampf auf dem Schlachtfeld sich den Respekt deutscher Soldaten erworben und sodann als „Kameraden“ galten. Allerdings hatte diese Integration auch Grenzen und die nationale Zugehörigkeit – wie konstruiert sie auch immer gewesen sein mag (Oberschlesien, Volksdeutsche) –

¹ Personen vermeintlich ‚deutscher Abstammung‘, die aber kein oder kaum Deutsch sprachen und denen die deutsche Staatsangehörigkeit auf Widerruf zuerkannt worden war.

blieb ein wesentliches Merkmal Soldaten in der sozialen Praxis auszugrenzen (Beispiel Russen / Völker der Sowjetunion).

Dies war wohl nur bei der Waffen-SS anders, wo es in viel größerem Umfang als bei der Wehrmacht national gemischte Divisionen gab und es selbst für Eliteeinheiten keine Selteneinheit war, aus bis zu 15 Nationalitäten zu bestehen. Im gemeinsamen Fronteinsatz spielte die Nationalität bald keine Rolle mehr und trat hinter einer „germanischen“ Rassengemeinschaft zurück, wobei auch das „germanische“ bald eine immer geringere Rolle spielte (z.B. Wallonen, Finnen).

Ogleich die rund 900 000 Angehörigen der Waffen-SS die kämpferische Elite des nationalsozialistischen Staates darstellen sollten, und sie im Einsatz an der Front dem Heer unterstellt waren, waren sie in ihrem Selbstverständnis etwas anderes als die Wehrmacht. Äußerlich leicht durch andere Uniformen und Dienstgrade zu unterscheiden, dürften auch die meisten Wehrmachtsoldaten die Waffen-SS-Männer in der Tat als „andere“ wahrgenommen haben. Zunächst als tapfere, aber inkompetente Weltanschauungskrieger, dann zunehmend als Strolche, die alles böse in diesem Krieg zu verantworten gehabt hätten. Auch dies waren natürlich Stereotypen und zumindest teilweise Mythen. Die auch in der NS-Propaganda stets betonte Sonderrolle, erleichterte es aber, die Waffen-SS auszugrenzen. Natürlich war diese Tendenz nach dem Krieg noch stärker, aber selbst aus der Zeit vor 1945 sind zahlreiche Beispiele belegt, wo Wehrmachtsoldaten Angehörigen der Waffen-SS sogar auf dem Gefechtsfeld die Hilfestellung versagten.

Innerhalb der Wehrmacht (und der Waffen-SS) sorgte zunächst die Militärjustiz dafür, all jene zu „entfernen“, die die Gemeinschaftsregeln gebrochen hatten und sich unwürdig erwiesen, Teil der deutschen „Blut-, Opfer- und Schicksalsgemeinschaft“ zu sein. Das bedeute zum einen, dass reguläre Straftaten wie Diebstahl, Wachvergehen usw. außerordentlich hart bestraft wurden, weil sie als Verletzung der heiligen Regeln soldatischer Gemeinschaft gewertet wurden. 500 000 Soldaten sind von der Wehrmachtjustiz verurteilt worden, viele davon landeten in Feldstrafgefangenenabteilungen und Bewährungseinheiten, wo die meisten von ihnen fielen. 30.000 Männer wurden als wehrunwürdig aus der Armee ausgestoßen und in Konzentrationslager überstellt. Insgesamt sind rund 20.000 Todesurteile vollstreckt worden, davon 85% 1945 (Vergleich: 48 vollstreckte Todesurteile im

Ersten Weltkrieg). Diese strikte Strafandrohung ist ein Grund, warum etwa die Desertion in der Wehrmacht nie ein ernstes Problem wurde und es im Zweiten Weltkrieg die niedrigste Quote an Fahnenflüchtigen der deutschen Militärgeschichte gab, wie Rolf-Dieter Müller vermutet. Diese niedrige Quote ist aber auch ein Produkt der soldatischen Vergemeinschaftung. Desertion wurde als Verrat an den Kameraden stigmatisiert und auch durch den sozialen Gruppendruck unterbunden.

IV.

Die soziale Vergemeinschaftung in der Wehrmacht, so können wir die bisherigen Ergebnisse zusammenfassen, entfaltete eine wirkungsmächtige Kohäsionswirkung, die für die Funktion der Wehrmacht von außerordentlicher Bedeutung gewesen ist. Und dies ist keinesfalls in allen Streitkräften so gewesen. Die italienische Armee entwickelte keine vergleichbare Vergemeinschaftung: a) wegen der fehlenden Identifikation mit dem Staat, und b) wegen negativ wahrgenommener sozialer Praxis innerhalb der Armee. Nun war die Wehrmacht freilich nicht nur ein Kampfinstrument, sondern auch eine verbrecherische Organisation. Die bisherigen Konzepte sprechen den Verbrechen denn auch eine zentrale Bedeutung bei der Herausbildung der Volksgemeinschaft zu. Sie wirkten sozial integrierend. Der Massenmord, so etwa Thomas Kühne, gab im „Dritten Reich“ der Volksgemeinschaft als Ganzes ein Identitätsgefühl sui generis. Dem NS-Staat gelang es, gesellschaftliche Spaltungen qua Verbrechen zu überwinden. Die Täterforschung hat überzeugend aufgezeigt, wie sich Gruppen in und durch den Akt des Massenmordes als Gemeinschaft konstituieren und festigen (Kultur des Mitmachens, Außenseiter üben eine Schlüsselrolle für innere Differenzierung der Gruppe aus etc.).

Ob die Vergemeinschaftung durch Massenverbrechen – also vor allem durch den Holocaust – aber die Deutschen als Ganzes geeint hat, erscheint mir fraglich, weil die unmittelbare Tätergruppe dafür zu klein, das Wissen von vielen zu diffus war und dieses vor allem nicht im Zentrum ihrer Wahrnehmungen stand.

Selbst die Idee der Vergemeinschaftung durch einen weiter gefassten Verbrechensbegriff, wenn man also die Ermordung von Zivilisten im Hinterland im Zuge des Partisanenkrieges, oder der sowjetischen Kriegsgefangenen hinzunimmt, und nicht auf die Deutschen als Ganzes, sondern nur auf die Wehrmacht blickt – selbst dieses Konzept erscheint mir fraglich.

Die Wahrnehmungen des Krieges war für Wehrmachtangehörige in den Jahren 1939 bis 1945 von Alltagserfahrungen an der Front geprägt: Vom überwältigenden Sinneseindrücken der Kämpfe, von Entbehrungen, von Angst, Freude, vom Warten, von Freizeit, von Tratschgeschichten, von Technikbegeisterung usw. Gewiss kamen in diesen Erfahrungen auch Verbrechen vor – dies zeigen in aller Deutlichkeit die von Harald Welzer und mir ausgewerteten Abhörprotokolle von 14.000 deutschen Soldaten. Interessanterweise wurden aber Gewaltakte, die wir heute klar als Verbrechen und Normübertretungen definieren, von den Soldaten vielfach gar nicht als solche wahrgenommen und konnten daher auch keine Zusammengehörigkeit definieren: Plünderungen, Zwangsarbeit der Bevölkerung, Vergewaltigungen, selbst Verbrannte Erde und Erschießungen erschien in einer Erfahrung der täglichen Extremgewalt vielfach nicht mehr als ein Vorgang, über den man sich überhaupt keine Gedanken machte, weil er so alltäglich und vollkommen normal war. Krieg schien eben so zu sein. Selbst die Flächenbombardements alliierter Bomber auf deutsche Städte erschienen in ihren Folgen zwar fürchterlich, aber in einem solchen Krieg doch als „normaler“ Gewaltakt und eben nicht als Verbrechen. Judenmassaker und der Mord an sowjetischen Kriegsgefangenen wurde gewiss anders bewertet – nämlich als schlimmes Verbrechen. Allerdings zogen die Soldaten selbst aus solchen Gewaltakten keine weiteren Schlussfolgerungen und stellten weder den Krieg, die Wehrmacht oder gar den Staat in Frage. Nur bei ganz wenigen nahmen Verbrechen eine zentrale Rolle in den Deutungen der Zeit ein, überlagerten das positive Selbstverständnis und lösten so etwas wie länger anhaltenden Scham aus. Wie in anderen sozialen Gemeinschaften auch, entwickelten die Wehrmachtssoldaten eine erstaunliche Fähigkeit darin, Unangenehmes auszublenden, als Einzelfall abzutun oder irgendwie umzudeuten, um ihre Weltsicht nicht in Frage stellen zu müssen. Es ist sicherlich richtig, die Verbrechen der Wehrmacht in den Focus zeithistorischer Forschungen zu stellen. Wir dürfen dabei aber nicht den Fehler einer analytischen Engführung begehen und das, was wir für das zentrale Merkmal des Krieges halten, mit dem zu verwechseln, was die Soldaten als zentrales Merkmal wahrnahmen. Die Verbrechen standen nicht im Mittelpunkt ihrer zeitgenössischen Wahrnehmung – und erst recht nicht der Holocaust.